

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 246.

Freitag, 20. Oktober.

1916.

Wenn die Blätter fallen.

(2. Fortsetzung.)

Roman von Hans von Besgard.

(Nachdruck verboten.)

Alle Oldens dienten nun schon seit Bestehen dieses Regimentes in demselben, und nie wäre einem Olden der Gedanke gekommen, in einem anderen billigeren Regimente einzutreten oder gar Infanterie oder Artillerie zu wählen — nein, der Kavallerielied vererbte sich von Generation zu Generation, gleichwie die vielen Sorgen und die große Liebe zur Heimatshölle.

Claus Olden als einziges Kind blühte sich im Besitze von Oldenshöhe nach den knappen sorgenvollen Lehnantensjahren so reich und unabhängig, daß er frisch und fröhlich um seine Marie-Luise, das Regimentstochterlein der 5. er Kürassiere, warb und sie strahlend zur Herrin von Oldenshöhe machte.

Und besaß Marie-Luise auch keinen roten Heller, so hatte sie dafür ein goldenes Gemüt und ein Herz so voll von Liebe und frauenhafter Wärme, genug, um ein langes Leben reich und warm und glücklich zu gestalten.

So bereute Baron Olden es niemals, nur seinem Herzen gefolgt zu sein, und nicht nur er und ihre beiden Söhne Claus und Werner wußten, daß an ihrem mütterlichen Herzen Rat und Beistand in jeder Lebenslage zu finden, sondern auch die Leute des Dorfes fanden bald den Weg zu ihr mit ihren großen und kleinen Sorgen, und ihre verarbeiteten, vor der Zeit gealterten Gesichter strahlten, wenn sie von „uns' gnä' Fräulein“ sprachen.

Ganz besonders aber schlossen sich die vier mutterlosen Kinder des Oberförsters von Malten an sie an, und mit all ihren kleinen Leiden und Freuden wandten sich diese im eigenen Hause ziemlich wild und unbeaufsichtigt heranwachsenden Kinder an das weiche mütterliche Herz der Herrin von Oldenshöhe.

Oberförster von Malten war ein ernster, vor der Zeit gealterter Mann, dem nur wenige Blumen auf seinem harten Lebenswege sproßten.

Aus armer, kinderreicher Familie stammend, hatte er mühsam unter vielen Entbehrungen sein Ziel, Oberförster zu werden, erreicht, und trotz des knappen Gehaltes heiratete er sofort nach seiner Anstellung seine Jugendliebe, ebenso arm wie er, und auch ebenso wie er schon in der Blüte des Lebens durch die Sorgen und Mühen des Alltags geknickt.

Dennoch war es eine schöne Zeit, die Zeit seines nur acht Jahre währenden Eheglücks, denn gab es auch keine strahlende Sonne, so doch auch wenig Schatten.

Als dann die stille, sanfte Frau die Augen für immer schloß, da merkte Malte Malten erst, wie schön doch die gleichmäßig freundliche Wärme seines häuslichen Glückes gewesen, und wie im Innern erstarrt, zog er sich ganz in sich zurück, ein menschenfeindlicher, melancholischer Mann. Seine Kinder waren ihm und er war ihnen kein Trost. Mit tiefem Bedauern empfand er selbst, wie wenig Anziehendes er für liebebedürftige Kinderherzen besaß, und selbst seine fargen Liebeskosen hatten in ihrer herben Art mehr Zurückschreckendes als Anlockendes für die Kleinen.

Da war es denn für alle ein Glückszufall, daß ein halbes Jahr nach dem Tode seiner Frau seine Versetzung in eine größere bessere Oberförsterei erfolgte, die in der Nähe von Oldenshöhe gelegen.

Als da Marie-Luise zum ersten Male die vier verlassenen verschüchterten Kinder sah, die in ihren mehr als einfachen schwarzen Kitteln still und ernst im oberförsterlichen Garten spielten, erfaßte sie ein großes Mitleid.

Kinder und Blüten brauchen Ruhe und Stille, um sich zu entwickeln, doch auch viel Liebe und Wärme, um sich voll zu entfalten.

Darum entzog sie die scheuen Waldrögel, wie sie sie scherzend nannte, der kalten Einsamkeit, langsam und zart, und bald kam auch der Frohsinn über die schüchternen Kinder.

Sie tummelten sich um die Wette mit den beiden lustigen Söhnen von Oldenshöhe, und wenn sie von „zu Hause“ sprachen, so meinten sie damit das alte, von wilden Wein und Kletterrosen umrankte Herrenhaus mit seinem altmodischen Garten, in dem man nach Herzenslust auch über den Rasen laufen durfte.

Und auch Frau Marie-Luise hatte die Kinder so warm und vollständig an ihr Herz genommen, daß sie lächelnd nur von ihren „Sechsen“ sprach.

Damals, zu der Zeit ihrer ersten Bekanntschaft, waren die Malten'schen Söhne Hans Malte und Hans Magnus sieben und sechs Jahre, in demselben Alter wie Claus und Werner Olden, während die kleinen Mädchen Waltraut und Erika vier und drei Jahre zählten.

Die Zeit ging dahin, Jahr reihte sich an Jahr, und es war fast kein Tag, den die Kinder nicht gemeinsam verlebten. Bald hatten sich zwei Parteien unter ihnen gebildet, und ging es bei dem älteren Kleeblatt, das aus Waltraut, Hans Malte und Claus bestand, meistens ziemlich ruhig und sittsam her, so tobten die „Kleinen“ um so toller, und manch übermütiger Streich wurde von ihnen ausgeführt.

Doch niemals hätten die Knaben den gestrengen Vätern gegenüber Klein-Erikas Mithuld zugegeben, als echte kleine Ritter nahmen sie stets alles auf sich.

Doch wenn diese zuweilen auch fast stolz ihre Mitwirkung bei den tollen Streichen bekannte, so streng, fast hart Oberförster von Malten mit seinen Söhnen, so weich, fast zart war er seinen kleinen Mädchen gegenüber, und fast niemals hatte er ein tadelndes Wort für diese.

So wuchsen dieselben heran, frei wie die Blumen des Waldes, und wenn nicht Mutter Marie-Luise als gute Gärtnerin mit weicher, milder Hand die jungen Pflänzchen gezogen und ihnen die feste Richtung gewiesen, dann wäre vielleicht ein böses Unkraut aus den so lieblich erblühenden Knospen geworden.

So gingen mehrere Jahr & treuer & Freundschaft dahin.

Die Zeit schien stille zu stehen in diesem einsamen Erdenwinkel, und keins der Kinder hatte jemals daran gedacht, daß es eines Tages anders werden, daß sie nicht mehr täglich Freud und Leid gemeinsam erleben sollten.

Da war es dann der erste große Schmerz, das erste tiefempfundene Leid ihrer Kinderjahre, als die Knaben zu groß geworden, um nur durch Pfarrer und Hauslehrer unterrichtet zu werden, und man sie gemeinsam auf das Gymnasium zu Korchon sandte.

Zwar hätte man im Herrenhause zu Oldenshöhe das Kadettenkorps vorgezogen, doch da Hans Walte gleich seinem Vater Oberförster werden sollte und man die Knaben nicht trennen mochte, so entschloß man sich, der Oldensichen Tradition untreu zu werden und auch Claus und Werner nicht in den bunten Rock des Kadetten zu stecken.

Weinend hatten die beiden kleinen Mädchen der großen Oldenshöher Break nachgeschaut, die die vier guten Kameraden davon führte; jedoch Mutter Marie-Luise vertröstete sie auf die Ferien, und wie schön das sein würde, wenn der alte Johann die großen Braumen anschnirre, um die vier Junfer von der Station abzuholen.

Von da ab bedeuteten Ferien-Anfang und -Ende so viel wie Sonnenauf- und -untergang.

War das Wetter nicht gar zu schlecht, so durften die beiden kleinen Waldmädels ihre Kameraden von der Station abholen und sie auch am Ferienschluß wieder dorthin begleiten.

Immer, wenn es galt, die Gespielen heimzuholen, standen sie schon mindestens eine halbe Stunde vorher bei dem alten Johann, ihn in fiebernder Ungeduld zur Eile anzuspornen, und stets bedurfte es energischer Befehle, sich bereit zu machen, wenn es galt, Wald und Land Ade zu sagen und wieder in das Gymnasium zurückzukehren.

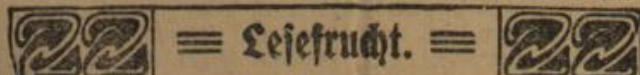
So war manches Jahr dahingegangen und es kam der Tag, da vier Knaben vor dem Tische des Herrn standen, um sich durch eigenen Willen fest und treu zu ihm zu bekennen.

Sie boten ein hübsches Bild, die beiden Brüderpaare, die dunkeläugigen, braumgelockten Oldens, und die sie überragenden blonden Waltens mit den stahlblauen, trostigen Augen. Das fanden auch die beiden Väter, die durch jahrelange Freundschaft fast wie Brüder geworden, und Mutter Marie-Luise, die umrahmt von den beiden wie frische Seckenrosen blühenden Mädels, der heiligen Handlung bewohnten.

Den Kindern war doch ein wenig bänglich zumute, wenn sie die ersten feierlichen Gesichter ihrer Spielkameraden betrachteten, die einen so würdigen erwachsenen Eindruck machten in den neuen schwarzen Gewändern, und unwillkürlich griffen sie, wie Rat und Hilfe suchend, nach den warmen Händen der mütterlichen Freundin.

Selbst bei dem großen Diner, das zur Feier des Tages in dem ersten Hotel der Stadt genommen wurde, herrschte anfangs feierliche Stille, doch als der Sekt in den Gläsern verlor, brach der kindliche Übermut bald durch allen Ernst und weisevolle Stimmung hindurch, und besonders das jüngere Kleeblatt ward bald so ausgelassen lustig, daß hin und wieder ein ernster mahnender Blick aus väterlichem Auge die allzugroße Heiterkeit dämpfen mußte.

Es mußte wohl etwas Besonderes in dem perlenden Trank sein, etwas, das berauschend und verwirrend wirkte, denn wie wäre der lange Werner sonst wohl auf den Gedanken gekommen, nach dem Diner Grifa so recht fest in seine Arme zu schließen und sie mehrmals mitten auf den Mund zu küssen. (Fortsetzung folgt.)



Sprech zu einem Narren nicht von Steinen, damit er sie dir nicht an den Kopf wirft. (Türkischer Spruch.)



Aus der Kriegszeit.

Der Ruf nach „Dienstpflicht der Frauen“ in England. Das Sprichwort, daß die Gegenjähre sich berühren, scheint auch bezüglich der in England eingeführten allgemeinen Dienstpflicht wieder einmal Wahrheit zu werden. Während gerade die Engländer sich als die Apostel der persönlichen Freiheit gebärdet hatten, scheinen sie nun, da sie die Wehrpflicht einführen, den staatlichen Dienstzwang auf die Spitze treiben zu wollen, indem sie sich immer lauter mit dem Plan beschäftigen, auch die Frauen auf gesetzlichem Wege zur Kriegsarbeit zu zwingen. Hierbei scheint auch die Logik der Männer eine Rolle zu spielen, daß, da sie nunmehr dem Zwang gehorchen müssen, daselbe auch für die Frauen nur recht und billig sei. Natürlich handelt es sich in letzterem Fall nicht um Militärdienst, sondern um die Arbeit in den Kriegswerkstätten, die ja wegen des großen Menschenmangels in England zu einem außerordentlich hohen Prozentsatz auf die Mädchen und Frauen angewiesen sind. So häufen sich denn die Zuschriften an die Presse, in denen die Einführung des Dienstzwanges für die Frauen gefordert wird. „Ist nicht die Zeit gekommen“, heißt es hierüber in den „Daily News“, „die Frauen aller Klassen, die sich noch nicht mit weiblicher Kriegsarbeit beschäftigt haben, regelrecht einzuziehen? Gewiß sind viele Frauen durch andere Pflichten in Anspruch genommen, so die Mütter, die Hausfrauen mit großen Familien und die Lehrerinnen. Aber es gibt Hunderttausende anderer, die sich dem Nichtstun und dem Vergnügen hingeben, statt irgendeine ernsthafte Pflicht zu erfüllen. Darum wäre es nur recht und billig, nach den Männern auch die Frauen auf gesetzlichem Wege zu mobilisieren. Wir stellen uns die weibliche Dienstpflicht so vor, daß der Staat die Frauen während des Krieges zur Arbeit beordern kann und zwar nicht nur zu Arbeiten, die die betreffenden Frauen selbst wünschen, sondern zu jenen Beschäftigungen, die für die Fortführung des Krieges am wichtigsten erscheinen. Wir verstehen unter allgemeiner Dienstpflicht der Frau, daß auch die sog. höher gestellte Frau zur Arbeit eingezogen werden kann, ebenso ihre Jofe, für die es sicherlich eine der Allgemeinheit gegenwärtig nützlichere Arbeit gibt. Die Frauen aber, die sich gegen die weibliche Dienstpflicht wenden, mögen bedenken, daß ja gerade die Frauen am meisten unter dem Kriege leiden, der durch die Verwirklichung dieser Dienstpflicht bedeutend schneller seinem Ende zugeführt werden könnte.“ So bleibt es dem freien England überlassen, als erster Staat die weibliche Dienstpflicht ernsthaft zu erörtern.

Aus den Feldpostbriefen schwarzer Krieger. Die schwarzen Krieger, die Frankreich aus den fernsten Erdteilen nach dem europäischen Kriegsschauplatz geschleppt hat, sehen sich in ihrer Korrespondenz mit ihren überseeischen Verwandten unerwarteten Schwierigkeiten ausgesetzt. Sie dürfen wegen der Militärzensur ihre Feldpostbriefe nur in französischer Sprache schreiben, und hierbei treten oft die seltsamsten Satzgefüge und originellsten Wendungen zutage. Einige dieser Stilblüten, die dem Postamt von Guinea unterliefen, werden im „Journal des Débats“ mitgeteilt. So schreibt ein schwarzer Schütze an seine Mutter: „Ich gebe Dir guten Tag. Da ich nicht tot bin, befinde ich mich wohl. Ich hoffe, daß es Dir ebenso ergeht. Du sollst meine Frau nicht einem anderen geben, da ich nicht gefallen bin.“ Ein anderer schreibt: „Gib meine Frau meinem kleinen Bruder, da ich nicht weiß, wann ich zurückkommen werde.“ Ganz anders verhält sich ein eifersüchtiger schwarzer Krieger, der seiner Gattin die Mahnung sendet: „Wenn Du Freund hast, wenn ich nach Hause komme, werfe ich Dich sofort zur Türe heraus.“ Auffallend ist in allen Briefen, daß die Schwarzen einerseits jede Person mit „Du“ anreden, andererseits aber im selben Atem außerordentlich zeremonielle Redewendungen gebrauchen. So schreibt ein schwarzer Regimentskoch: „Ich gebe mir die Ehre, Dir, meiner Gattin Torigbe Kamara, diesen Brief zu schreiben.“ Dieser Mann scheint übrigens einen sehr offenen Blick zu haben, da er über seine Beobachtungen in Frankreich mitteilt, er sei durchaus nicht begeistert von dem „Benahmen der Weißen“, und er werde schleunigst in seine Heimat zurückkehren, wenn es endlich zu Ende sein wird.“

Vom rumänischen „Charakter“. Ein Mitarbeiter, der während eines langjährigen Balkanaufenthaltes den rumänischen Volksscharakter aus nächster Nähe kennen lernte, schreibt uns: Wohl nirgends gibt es solche Gegensätze in den Charakteren, wie in Rumänien. Und verhältnismäßig selten findet man bei den Rumänen das, was wir Deutschen mit Beziehung einen „Charakter“ nennen. König Karol sagte einmal: „Es sind weit mehr als die Talente die Charaktere, welche über das Schicksal der Völker entscheiden, und nur die sittliche Kraft vermag sie vor Niederliegen und Vernichtung zu bewahren.“ König Karol spielte hierbei auf die Eigenart der Rumänen an. Und er hat sie in fast fünfzigjähriger Herrschaft wie kein zweiter kennen gelernt. Glänzende Talente — wie z. B. den jetzt oft genannten Tade Jonescu — findet man häufig. Aber wirkliche Charaktere, wie den alten ehrlichen Carp oder Titus Majorescu und deren Freund, den feingebildeten Marghiloman, sind wie Edelsteine im Wüstenland verstreut. Niedrige Leidenschaften, Bestechlichkeiten, Unmoralität bis in die besten Kreise hinein und da vielleicht am häufigsten sind öfter anzutreffen, als demjenigen lieb ist, der mit den Rumänen Verkehr sucht. Bezeichnend für die im ganzen Lande herrschende Korruption ist auch die Art, in der jedesmal mit der größten Leidenschaft geführte Wahlkampf sich vollzieht. In blindwütiger, die nationalen Interessen nur zu oft schädigender, hundertjährige Errungenschaften niederreißender Hege bekämpfen sich die Parteien. Dabei sind die Parteigegensätze nicht etwa sehr groß. In der Hauptsache handelt es sich um die einzelnen Führer, in deren Gefolgschaft man persönlichen Vorteil erhofft. Sobald eine Partei zur Macht gelangt ist, wird das ganze staatliche und kommunale Personal, bis herab zum letzten Nachtwächter, gewechselt. Die Abgetretenen liegen dann auf der Straße, und um sich für diesen Fall vor Not zu schützen, benutzen sie die Zeit, wo sie in Amt und Würden sind, sich Geld zu machen. So treibt es jede Partei, und mit Ausnahme der Konservativen um Carp Marghiloman-Majorescu treiben es so auch die Führer. Speziell Bratianu und seine beiden Brüder, wie überhaupt deren Partei (die liberale), welche es verstanden hat, sich in den Besitz der meisten öffentlichen Banken und Institute zu setzen und dadurch auf die ewig geldbedürftigen Rumänen einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Auch der jetzige Finanzminister Cosbinescu — der als Direktor der mit deutschem Kapital gegründeten Banca Generale Romana die Grundlage zu seinem jetzigen großen Vermögen legte — und seine Verwandten, ferner vor allem Tade Jonescu und viele andere, die im öffentlichen Leben eine Rolle spielen und denen hauptsächlich der Übertritt Rumäniens zur Entente zu verdanken ist, gehören in diese Kategorie. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen pflegen die Rumänen ihre Güter auch nicht selbst zu verwalten. Das macht ihnen zu viel Mühe. Sie verpachten sie lieber, und die von den Pächtern gezahlten Summen verprassen sie in Paris oder in Monte Carlo. Oder sie haben eigene Verwalter und verpfänden ihre Ernte bereits, wenn die Halme eben erst aus der Erde sprießen. Denn im Gegensatz zu den Bulgaren sind die Rumänen wenig arbeitsam, noch weniger sparsam. Das bulgarische Volk besitzt auch darin einen Vorzug vor den Rumänen, daß es in Bulgarien nur wenig große Güter gibt und der Bauer fest auf eigener Scholle sitzt, während der rumänische Bauer zumeist von dem Großgrundbesitzer abhängig ist. Diese Abhängigkeit von den Großgrundbesitzern und die von denselben ausgehende tiefe Unterdrückung der Bauern war auch die Veranlassung zu dem großen Bauernaufstande 1907, der erst unterdrückt werden konnte, als die ganze Armee mobil gemacht worden und viel Blut geflossen war. Hierbei enthüllte sich die ganze Grausamkeit des niederen rumänischen Volkes. Sinnlos zerstückten und plünderten die Bauern alles, was unter ihre Hände kam, mordeten und sengten allüberall. Menschen und Vieh wurden in der entsetzlichsten Weise zu Tode gemartert. Ein auch für das Militär charakteristischer Fall sei hierbei besonders erwähnt. Als eine Kompanie vor einem im Aufruhr befindlichen Dorfe erschien, trat der kommandierende Leutnant auf die in drohender Haltung dastehenden Bauern zu, um sie in ruhiger Weise anzureden, zur Ordnung zurückzuführen. Da stürzten einige von den Bauern hervor, rissen den Leutnant zur Erde und töteten und verstümmelten ihn mit Mistgabeln. Die Kompanie stand nur wenige Schritte davon entfernt und sah diesem Vorgange zu, kein einziger Soldat rührte sich, um seinem Leutnant zu Hilfe zu kommen. Die Mannschaften der Kompanie erhielten später zwar Zuchthausstrafen, aber das entsetzliche und schier unbegreifliche Vorkommnis konnte

damit doch nicht mehr aus der Welt geschafft werden. Auf der anderen Seite mißbrauchen aber auch zuweilen die Autoritäten ihre Macht zu den größten Ausschreitungen. So wurden vor wenigen Jahren zwanzig Bauern, welche das Wegschaffen von Holz aus einem Walde, den sie als ihr gemeinsames Besitztum beanspruchten, verhindern wollten, in heimtückischer Weise ins Gemeindefaß gelockt, dort gefesselt und zur Gendarmeriestation gebracht, wo sie entsetzlich mißhandelt wurden. Das gleiche Schicksal traf noch mehrere Bauern und Frauen, junge Leute und achtzigjährige Greise, die zu dem gleichen Zwecke aus dem Dorf zusammengeführt wurden. . . . Die leichte Veranlagung des Durchschnitts-Rumänen macht es verständlich, daß ihn das Leben und Treiben an der Seine mehr anzieht als das ernsterem Streben zugewendete Leben in Deutschland. Deshalb sucht er auch mit Vorliebe die französischen Bildungsstätten auf und verpflanzt das auf den Pariser Boulevards Gesehene und Gehörte in möglichst getreuer Nachahmung nach Rumänien. Nur dann gilt ein Rumäne als vollwertig, wenn er einige Jahre in Frankreich zugebracht hat, und die französische Sprache wird in den vornehmeren Familien denn auch weit mehr gepflegt als die rumänische, in welcher man nur mit den Diensthofen verkehrt. Dagegen wird derjenige, welcher in Deutschland seine Studien abgelegt hat, immer etwas über die Schulter angesehen, auch dann, wenn er, wie es übrigens ganz selbstverständlich ist, denn ohne die Kenntnis der französischen Sprache ist man in Bukarest einfach unmöglich, französisch wie ein Pariser spricht.

Russische Kleingeldscheine. Von der Ostfront wird uns geschrieben: Wiederholt ist schon berichtet worden, daß im „keiligen“ Rußland die Dinge nicht so rosig sind, wie sie in der Entente-Pressen ständig hingestellt werden, und trotz der ungeheuren Zufahren, die Rußland erhält, beginnt die Not des Krieges sich mehr und mehr fühlbar zu machen. Einen guten Grabmesser über die Lage in Rußland geben die Erzählungen der in unsere Hand gefallenen russischen Soldaten. So sind in den letzten Kämpfen vorwiegend junge Leute gefangen genommen worden, die erst kürzlich zur Musterung waren und genau über die Vorgänge in ihrer Heimat unterrichtet sind. Diese erzählen, daß die Wolle von Tag zu Tag rarer wird, und die russische Bevölkerung fieht mit Grauen dem Winter entgegen, der inzwischen in einzelnen Gebietsteilen bereits eingeseht hat. Alle Vorräte, die sonst vor der Kälte schützen, fehlen, und es besteht keine Aussicht, daß die russische Regierung jetzt noch Abhilfe zu schaffen vermag. Bei der Schwere der russischen Verwaltungskörper ist auch gar nicht an eine solche Aktion, die großzügig sein müßte, zu denken. Weiter fehlt es an Leder und Nadel, am bittersten aber an Kupfer, und die Kupfernot ist schon so weit fortgeschritten, daß das Kleingeld eingezogen werden mußte. Um dem dadurch entstandenen Mangel an Kleinmünzen abzuhelfen, hat die russische Regierung Papiergeld, das auf 10, ja auf 3 Kopeken lautet. Dieses Papiergeld ist äußerst unhandlich hergestellt. Es hat die Form einer Briefmarke, zeigt auch, wie diese, das Bild des Zaren und trägt auf der Rückseite den entsprechenden Aufdruck. Dieses Kleinpapiergeld ist in großen Massen ausgegeben worden, und die russischen Soldaten werden auch damit gelohnt. Je länger der Krieg dauert, um so mehr spürt man also auch im großen Rußland die Folgen des Krieges, und zwar in bedeutend höherem Maße als in den eingekreisten und von der Außenwelt abgeschnittenen Ländern der Mittelmächte. (Zens. Bln.)

Eine deutsche Zeitung in Sofia. Nachdem seit Dezember 1915 in Belgrad und seit Juli 1916 in Cetinje eine deutsche Zeitung herausgegeben wird, soll nunmehr, wie uns geschrieben wird, auch in Sofia eine solche erscheinen. Es besteht zwar schon seit einigen 20 Jahren daselbst die in deutscher und bulgarischer Sprache gedruckte „Bulgarische Handelszeitung“, doch konnte dieselbe bei den ihr nur in beschränktem Maße zur Verfügung stehenden Mitteln eine größere Bedeutung bisher nicht erlangen. Inwiefern die „Bulgarische Handelszeitung“ in das neue Unternehmen mit einbezogen, bezw. mit ihm verschmolzen werden wird, steht noch nicht fest. Jedenfalls wird man an dieser Zeitung, die selbst unter den schwierigsten Verhältnissen das Deutschtum an der Isler hochgehalten hat, bei der geplanten Neugründung nicht achlos vorbeigehen können. Die Vorarbeiten für das neue Blatt sind bereits weit vorgeschritten, insbesondere ist das erforderliche Kapital schon gesichert. (Zens. Bln.)



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgedichte, Novellen usw.

* „Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg.“ Ein Rat-, Tat- und Trostbuch. Gesammelte Blätter aus Frauenhand von Karl Jünger. (Verlag Robert Lutz, Stuttgart.) Viele Frauen, deren Name in Deutschland Klang hat, haben in diesem Buch irgend etwas warm Empfundenes geschrieben, das in Beziehung zum Krieg steht, Alberta von Puttkamer, Eufemia von Adlersfeld Ballestrem, Dr. Marie Raichle, Wilhelmine von Hillern, Margarete Böhme, Dr. Käthe Schirmacher, Dr. Ilse Reide, Charlotte Niese, Dr. phil. Hel. Stöder und viele andere. Eine der besten Arbeiten bringt Gräfin von Schwerin-Löwis, die sich „Mithelsen“ betitelt; sie ruft vor allem die Mutter in der Frau wach und die Kameradin des Mannes, sie legt der Mutter vor allem ihre schönste und vornehmste Aufgabe ans Herz, die Heranbildung eines kranken, sittlich gefestigten jungen Geschlechtes, als Grundlage für ein großes, starkes Deutschland der Zukunft. Hermione von Breusiden schildert in ihrem Aufsatz „Stille Selden“ die Misere des beschäftigungslosen Künstlers während der Kriegszeit, Dr. Käthe Schirmacher plaudert von ihren Eindrücken in Frankreich und erzählt uns kurz von der planmäßigen Heranbildung der guten Beziehungen Frankreichs zu Deutschland vom Jahre 1905 an. Das Buch wird viele Leser und Freunde finden. C. S.

* „Erinnerungen eines Sibiristen“ (1914 bis 1916). Verfaßt und herausgegeben von Dr. Hermann Jaques. (Zu beziehen durch E. Neple, München 45.) Der Verfasser wurde vom Weltkrieg in Ostende, das er mit dem Kraftwagen aufgesucht hatte, überrascht. In anschaulicher Weise schildert er die Zeit, da das drohende Unwetter sich immer dichter zusammen ballte. Unterbrochen von oft abenteuerlichen Vorkommnissen, gelingt die Heimreise. Deutsche Städte werden bereist. Der Verfasser als guter Beobachter versteht es, auch in diesen Zeiten das Wichtigste in offener Weise darzulegen. Eine Schweizerreise und des Verfassers Niederlassung in München beschließen das schmutzige Wandern, das durch seine Betrachtungen über Wiesbaden (Seite 97 ff.) für uns ein besonderes Interesse hat. H. G.

* E. von Handel-Mazzetti: „Der Blumen-teufel.“ Bilder aus dem Reservistental Staatsgymnasium in Vitz. (Volksvereins-Verlag München-Gladbach 1916.) Die bekannte Verfasserin von Jesse und Maria bringt hier persönliche Erlebnisse aus dem Vinger-Lazarett. Warmherzig versucht sie in die Gedanken und Empfindungen der Vermundeten einzudringen, umschlingt um persönliches Erlebnis den, wenn auch bisweilen etwas durchlöchernten Schleier der Dichtung. Durch dieses Zusammenwirken, das nicht immer ein Zusammenklappen ist, leidet der reine Genuß dieses gut gemeinten, kleinen Buches. Dr. A. M.

Romane, Novellen usw.

* „Die Jakobskinder“; Menschen, die sich die Tat Jakobs aus der Bibel als Motto nehmen, wo er mit dem Herrgott ringt und zusammenbrechend doch noch die Häute in des Engleitenden Gewand trakt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Menschen, die nach vielem Leiden ihre Zusammengehörigkeit verstoßen und dann doch ihre Liebe aufgeben, weil sie das obige Motto so zu verstehen lernen, daß sie nicht mit dem Schicksal kämpfen müssen, sondern „uns selbst, unser Begehren in schmerzhaftem Umarmen nach dem Schicksal wandeln“ sollen. Den Weg dieser Menschen, bis sie diese richtige Lösung des Problems finden, will Elisabeth Braunschiff in ihrem neuesten Romane (E. Fleischel, Verlag, Berlin) schildern. Es ist unangenehm, tadeln zu müssen, wo man loben möchte. Und man möchte die Verfasserin loben für die wunderbaren Schilderungen aller menschlichen Leidenschaft, für einige herrliche Stellen des Buches, wie die Liebesgeschichte Gerharts und Ingridis, wie die schweren Leiden Renates in der Ehe und für die lebensprägende Darstellung des tollen Karnevals, der übrigens noch viel besser in ihrem ersten Roman, der „Elida Mottorff“ gezeichnet war. Aber diese vereinzelten Schönheiten können das Urteil über das Buch doch nicht retten. Elisabeth Braunschiff entwickelt sich leider in verkehrter Richtung. Ihr sogenanntes „Philosophieren“ über den Sinn, Zweck usw. des Lebens, das schon den Schluß des ersten Romanes ernstlich bedrohte, nimmt in diesem Buche überhand und erstickt alles Mitgefühl mit den Selden. Dazu sprechen die Personen keine natürliche Sprache, sondern registrieren in theatralischem Pathos. Man muß schon sehr leichtgläubig sein, wenn man das alles glauben will, was Elisabeth Braunschiff von ihren Selden erzählt, nachdem man sie selber in schöner Pose kluge Gedanken sprechen hört. Es wäre der Verfasserin eigener Schaden, wenn sie sich weiter in die Gräbellei verbohren würde, während ihr die frische, draufgängerische Art voller Geschehnisse und Erlebnisse so gut liegt. M. Ch.

* „Von stillem Leiden und bescheidenem Glück.“ Erzählungen von Heinrich Steinhäusen. (Verlag von E. Ungleich, Leipzig.) Der Titel verrät bereits die Art des Inhalts dieses Buches. Stille Erzählungen, ein stilles Buch. Heinrich Steinhäusen, ein Landpfarrer, vollendete am 27. Juli sein 80. Lebensjahr. Nach längerer Pause trat er mit diesem Buche wieder an die Öffentlichkeit. Wird auch die Gemeinde nicht groß sein, die er sich damit erringt, so kann er doch damit rechnen, wertvolle Menschen zu seinem Kreise zu zählen. Und mehr verlangt dieser bescheidene Mann auch gar nicht. Freilich ist das schon ein großes Erreichen, und bringt auch die Masse mehr Ehren und Gewinn ein, eine kleine feinsinnige Gemeinde als treue Leser zu besitzen, ist entschieden ehrenvoller. Hier ist alles Qualität, nicht Quantität. Die Schluss Erzählung „Wie ein Buch entstand“, die eigentlich gar keine Erzählung ist, mutet sehr reizvoll an und verdient besondere Beachtung. Der Verfasser verrät da einiges aus seiner Werkstatt, erzählt, wie sein erstes großes Werk „Amela“ entstand, eine Geschichte aus alter Zeit, die im gleichen Verlag bereits in 28. Auflage vorliegt. Wir erfahren von seinen Schriftsteller-Leiden und -Freuden, wie u. a. die Bundespost sein Manuskript noch nach mitnahm, um es an die große Bahnlinie zu bringen, die es dann direkt nach Berlin beförderte zum Scher, der bereits darauf wartete. So einen Wlad hinter die Kulissen werfen zu dürfen, hat immer etwas ganz Eigenes, besonders noch hier bei Steinhäusen, wo das Ganze so schlicht und behaglich, voll von einem gütigen Humor, erzählt wird. B. v. N.

* „Ämpfer.“ Roman von Margarete Böding. (Verlag Karl Meißner, Dresden.) Der Roman bringt alle Nachteile einer Anfängerarbeit, er ist endlos lang, 217 Seiten, eine langatmige Art des Erzählens, erschwert das Vorwärtsschreiten, man liest und liest und kommt nicht weiter. Nirgends dramatisch herausgearbeitete Konflikte, nirgends ein frisch-fröhliches Geschehen. Vielleicht wäre der Roman lesbarer, wenn die Verfasserin ihn auf die Hälfte kürzen könnte. C. S.

Zeitschriftenchau.

* Auch in den letzten beiden Monaten des 42. Jahrgangs sind die Hefte der „Deutschen Mundschau“, herausgegeben von Dr. B. Gade (Verlag von Gebr. Kael, Berlin) wie gewöhnlich sehr inhaltsreich. Franz Fromme bringt eine grundlegende Arbeit über „Niederdeutsche und Niederländer“. Gustav Frehtags Briefwechsel mit Graf Paulissin und das Kriegstagebuch des Generalleutnants von Einidel von 1866 werden zu Ende geführt. Jakob Schaffner liefert außer den Fortsetzungen seines Romans „Die Schweizerreise“ noch eine Beschreibung charakteristischer Schweizer Flugschiffe, während S. Ragg eine Übersicht über die „Wallenstein-Literatur“ gibt und B. Rikmann ein Drama aus dem Nachlaß Wilhelmsbruchs bespricht. Interessante Erinnerungen bilden der Aufsatz Maynes über „Karl Immermann“ und das Geschichtsbild Th. Schiemanns über „Kaiser Nikolaus den Ersten“. Benno Erdmann macht seine in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Gedächtnismorte auf Leibniz einem größeren Kreise zugänglich. Georg v. Graevenitz veröffentlicht einen Artikel über die „deutsche Militärmission in der Türkei“, zum Gedächtnis des Fhrn. v. d. Goltz. Außerdem enthalten die August- und Septemberhefte der Zeitschrift eine reichhaltige literarische Übersicht. G. I.

* Das soeben erschienene zweite Heft des „Knopf-Museums“ (Heinrich Waldes, Prag-Böschowitz) berichtet auch über das Knopf-Museum selbst, seine Organisation, finanzielle Sicherstellung durch Festlegung von A. 50.000, sowie A. 10.000 für Ankäufe im Jahre 1916, die dem Museum gewordenen Widmungen u. a. m. Hervorragende wissenschaftler, Fachleute u. a. äußern sich in anschaulichen, zum Teil illustrierten Abhandlungen. Professor W. Hünders Petrie D. C. L.: Frühägyptische Knöpfe. Dr. M. Forrer, Straßburg: Über Knöpfe und Knöpfung im römischen Ägypten. Leopoldine Nitzinger, Berlin: Berliner Museums-Wanderungen. Karl Ribbas, Prag: Die Technologie des Knopfes. Richard D. Stewart, New York: Militärknöpfe aus dem amerikanischen Bürgerkriege. Die Knopfmacher. Der Seiden-Knopfmacher und Knopfpresse.

* Die altbekannte „Deutsche Moden-Zeitung“ (Verlag Otto Wever, Leipzig) hat mit ihrem soeben erschienenen Heft 24 ihren Jubiläums-Jahrgang, das heißt den 26. Jahrgang beendet. Jedes der 24 Hefte ihres Jahrganges zeichnet sich durch große Reichhaltigkeit aus und jedes trägt bei seinen zahlreichen Vorlagen für groß und klein stets dem Haupterfordernis der jetzigen Zeit, der Spararmut, Rechnung. Um der Hausfrau in der herrschenden schwierigen Zeit behilflich zu sein, bringt der hauswirtschaftliche Teil eine Fülle guter Ratsschlüsse für praktische Wirtschaften.